

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 92=112 (1946)

Heft: 1

Artikel: Ritterlichkeit

Autor: Frick, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-20113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hoben werden, es sei zur Abklärung der vielen schwierigen Probleme Wesentliches beigetragen worden. Vielleicht ist es aber gelungen, verschiedene wichtige Fragen in einen grösseren Zusammenhang hineinzustellen und aufzuzeigen, welche Ueberlegungen anzustellen und welche Schwierigkeiten zu überwinden sind, um den Riesenkomplex der Armeefragen unter Uebernahme der Verantwortung einer Zukunftslösung zuzuführen.

Kritisieren ist leicht. Trotzdem liegt sachliche Kritik im Interesse der Armee. Weniger leicht ist es, selbst an der Lösung der vielen Probleme unseres Wehrwesens mitzuarbeiten. Die Schweizerische Offiziersgesellschaft war im Laufe der letzten Jahre bestrebt, durch seriöse und gründliche Untersuchungen und Anregungen ihren aktiven Beitrag zu leisten; sie wird in diesem Streben sicherlich auch in Zukunft nicht erlahmen.

Das Ziel aller Bemühungen liegt klar: die Kriegstüchtigkeit der Armee. Im Bemühen, dieses Ziel verwirklichen zu helfen, ist keine Anstrengung und keine Mithilfe eines Gutgesinnten überflüssig.

Ritterlichkeit

Von Oberstkorpskommandant *H. Frick*

Das fortschrittstrunkene 19. Jahrhundert hat im Mittelalter eine der dunkelsten Epochen der Geschichte erblickt, und noch heute begegnet man dann und wann dem ernsthafter Geschichtsforschung allerdings nicht standhaltenden Ausdruck «finsteres Mittelalter». Trotzdem hat sich in unserem Sprachgebrauch ein Wort erhalten, das den Inbegriff hoher Tugenden darstellt und dessen Ursprung auf jene vielgeschmähte Zeit zurückgeht. Wir meinen das Wort «Ritterlichkeit».

Ritterlichkeit bedeutet die Zusammenfassung jener hohen Eigenschaften des Charakters und des Wesens, die in der Blütezeit des Mittelalters vom Ritter gefordert wurden. Das Rittertum bildete eine Elite, die sich nicht in erster Linie durch Fähigkeiten, sondern durch Haltung und Gesinnung auszuzeichnen hatte. Christliche und kämpferische Vorstellungen haben in einzigartiger Verbindung sein Wesen geformt. Der Ritter sollte ein Kämpfer sein, allezeit bereit, seine

Waffen zum Dienste Gottes, zur Wahrung der Gerechtigkeit, zum Schutze der Schwachen, der Frauen, der Witwen und Waisen zu gebrauchen. Treue, Wahrhaftigkeit, Tapferkeit, Strenge, aber auch Güte und Mildtätigkeit gehörten zu den wichtigsten Rittertugenden. Dem Ritter war befohlen, sich voll und rücksichtslos einzusetzen, wo es die gute Sache galt, und anderseits dem Schwachen Rücksicht zu tragen und ihn zu schützen, ihm zu helfen. Eine besonders hohe Rittertugend war die «Maasze» (Mässigung), die nicht allein Selbstbeherrschung bedeutete, sondern auch innere Ausgeglichenheit, Mässigung im Urteil über Welt und Dinge, Einhalten der Mitte, jene Mässigung also, die ebenso weit entfernt ist von irgendwelchem Extremismus wie von der Mittelmässigkeit des Spiessers. Ferner wurde vom Ritter auch das Einhalten guter äusserer Formen verlangt. Nicht umsonst geht das Wort «Höflichkeit» auf die höfische Kultur des Mittelalters zurück. Wer aber den Ritterschlag erstrebte, um zu Ruhm, Reichtum oder Macht zu gelangen, der sollte abgewiesen werden, da er «den Edelmut vernichtet, der das Los des Ritters sein soll.» Schliesslich wurden vom Ritter auch noch hohe körperliche Kraft und Gewandtheit und anderseits auch Verständnis und Interesse für Kunst und Kultur erwartet.

Solchergestalt waren also die Anforderungen, die an die Glieder dieser kriegerischen Elite gestellt wurden. Wir wissen, dass — wie übrigens bei allen menschlichen Erscheinungen — die Wirklichkeit dem Ideal nie voll entsprach, und dass jene Blütezeit, da sie ihm am nächsten kam, von verhältnismässig kurzer Dauer gewesen ist. Aber dennoch ist in dem Worte «Ritterlichkeit» eine die Jahrhunderte überdauernde Erinnerung daran geblieben, welche Grösse in jenen Forderungen liegt.

Die nachfolgenden Jahrhunderte haben diese Ideen verwischt. Wohl haben in den Begriffen des französischen «honnête homme» des 17. Jahrhunderts und des englischen «gentleman», da und dort auch in den Auffassungen der Offizierskorps, Ueberreste davon bis in die neuere Zeit bestanden. Aber diese bildeten vereinzelt Inseln innerhalb ganz anderer Anschauungen. Einzig die Idee der «Fairness», von der englischen Oberschicht bis auf den heutigen Tag hochgehalten, entspricht in wesentlichen Zügen dem Begriff der Ritterlichkeit. Sie hat denn auch bis in alle Schichten des britischen Volkes zu wirken vermocht und bildet wohl eine wesentliche Ursache dafür, dass dieses Volk, dem man so oft krämerhaftes Wesen vorgeworfen hat, mit einer so beispiellosen Disziplin und Hin-

gabe an die Gemeinschaft diesen schwersten aller Kriege durchgestanden hat.

Aber von diesen Ausnahmen abgesehen, war die geschichtliche Entwicklung dem Gedanken der Ritterlichkeit nicht günstig. Das Streben des Bürgertums nach Gelderwerb war kämpferischen Ideen abträglich; wo es in den Vordergrund tritt, wächst die Neigung, dem Kampf in jeder Form auszuweichen, ausgenommen vielleicht dem Konkurrenzkampf, und unsachliche Konzessionen und Kompromisse zu machen. Und erst recht ist der Kämpfer — oder sagen wir — der Soldat, dem gelderwerbenden Bürger ein Dorn im Auge, etwas Ueberflüssiges, eine Art Müssiggänger. «L'officier est un paresseux qui se lève tôt.» (Anatole France) Der sogenannte wissenschaftliche Materialismus des 19. Jahrhunderts liess die christlichen Grundlagen der Ritterlichkeit als überlebt erscheinen. Der Schutz des Schwachen, der dem Ritter zur Pflicht gemacht war, wurde verpönt, das Recht des Stärkeren laut und nachdrücklich gepriesen. Macht und Erfolg wurden die Götzen der Zeit; jedes Mittel, dazu zu gelangen, schien erlaubt. Die Eliten, falls von solchen überhaupt gesprochen werden kann, wurden aus Leuten mit Geldbesitz oder mit Wissen und Fähigkeiten gebildet, wogegen Charakter und Gesinnung kaum mehr eine Rolle spielten. Auch der Kämpfer, der Soldat, unterlag wenigstens teilweise dieser Entwicklung. Er kämpfte vielfach nicht mehr für die Sache, sondern für Ruhm und Erfolg, für seine Person. Auch dort, wo er für sein Land kämpfte, ging es doch nicht bloss um Aufrechterhaltung seines Bestandes, sondern um Machtzuwachs; aus der Vaterlandsliebe wurde ins Kollektive gesteigerter persönlicher Machtrausch. Und der Soldat, zumal der Berufssoldat, entartete oft zum blossen Landsknecht, der nicht mehr um eine ihm heilige Sache ficht, sondern dem das Dreinschlagen, gleichgültig gegen wen, zum Lebenszweck wird. Dass dabei jede Gemeinheit, jedes schrankenlose Ausnützen der eigenen Macht, zumal gegenüber Schwachen und Wehrlosen, zur eigentlichen Regel wurde, ist allgemein bekannt. Hitlers SS-Verbände umfassten die Prototypen dieser Art von Kämpfern.

Auch die Kriegführung entsprach diesen neuen Anschauungen. Nicht an der Entwicklung der technischen Mittel hat es vornehmlich gelegen, dass der Krieg so fürchterliche Begleiterscheinungen gezeigt hat, sondern an der Gesinnung. Nicht mehr das einfache Pflichtgefühl, die Treue zur Heimat, trieben die Kämpfenden an, sondern niedrige Instinkte, wie aufgestachelter Völkerhass, nationaler Grössenwahn,

Sucht nach Orden und Auszeichnungen und nicht zuletzt Menschenfurcht, Furcht vor jenen, die imstande waren, Widerstrebende mit Weib und Kind, ja mit der ganzen Sippe zu vernichten. Dieses Bild mag in seiner Gesamtheit zu dunkel gezeichnet sein; als Durchschnitt ist es doch für wesentliche Erscheinungen des letzten Krieges zutreffend.

Die Folgen dieser Einstellung sind bekannt. Zunächst wurden alle jene Länder überrannt, in denen bürgerlicher Erwerbsgeist und die damit zusammenhängende Neigung zu bequemem Leben den Kampfgeist erstickt hatten. Dann aber stürzte in Rauch und Feuer jenes Regime zusammen, das in seiner ganzen Haltung das ausgesprochenste Gegenteil des ritterlichen Ideals war, dem Kampf nichts anderes war als Mittel zur hemmungslosen Machterweiterung, dem Mässigung auf der ganzen Linie abging und dem der Gedanke verhasst war, dass es selbst im Kriege moralische Grenzen gibt, die nicht überschritten werden dürfen. Mit teuflischer Raffiniertheit hatte es dieses System verstanden, all das, was noch an ritterlichen Tugenden im eigenen Heere vorhanden war, — Pflichttreue, Mut, Aufopferungsfähigkeit — für seine höchst unritterlichen Zwecke einzuspannen und gerade damit seine ersten Anfangserfolge zu sichern, während es gleichzeitig die Grundlagen dieser Gesinnung zu vernichten trachtete. Freilich, ohne dass diese Begriffe schon weitgehend untergraben gewesen wären, hätte dies kaum gelingen können.

In unserem Lande hatten dieselben Eidgenossen, die das mittelalterliche Rittertum besiegten, doch manches von seinen Idealen übernommen. Der Bundesbrief von 1291 und der Sempacherbrief legen Zeugnis davon ab. Und wir stossen im Laufe der Geschichte immer wieder auf Gestalten, die Beweise echt ritterlicher Gesinnung abgelegt haben, so etwa auf Adrian von Bubenberg, der, seiner burgunderfreundlichen Gesinnung wegen aus dem Berner Rate gestossen, doch auf den ersten Anruf zur Verfügung stand und das höchst gefährdete Murten gegen Karl von Burgund mit unerhörter Tapferkeit verteidigte, oder auf jenen Schultheissen Wengi von Solothurn, der lieber seine Brust der Kanone seiner eigenen Parteigenossen darbot, als zu erlauben, dass sie auf ihre Mitbürger schossen. Der Raum fehlt, um noch andere aus den zahlreichen Beispielen unserer Geschichte hier zu schildern. Schliesslich hat der Umstand, dass wir durch alle Jahrhunderte hindurch die allgemeine Wehrpflicht beibehalten haben und dass der Bürger neben seiner Er-

werbstätigkeit immer noch als Soldat, und oft unter beträchtlichen Opfern, als Offizier Dienst leistet, verhindert, dass die kämpferische Gesinnung durch materielle Erwägungen ganz erstickt wurde. Freilich haben auch wir den Anschauungen unserer Zeit reichen Zoll gezahlt; Macht- und Geldtrieb, wenn auch in kleinerem Rahmen, Geltungssucht und Ressentiment, kleinlicher Neid und Vergeltungssucht, Mangel an Opfersinn und am Willen zur Einordnung in die Gemeinschaft treiben auch bei uns ihre hässlichen Blüten. Und auch bei jenen, die am lautesten die Uebeltaten der zusammengebrochenen Diktaturregimes verurteilen, finden wir Züge einer unritterlichen Gesinnung, die der der gestürzten Diktatoren und ihrer Gefolgsleute verzweifelt ähnlich sehen.

Die Welt und mit ihr unser Land können nur gedeihen, wenn neue Eliten gebildet werden, deren Charakteristikum weder in Reichtümern, noch in Ansammlung von Wissen oder blosser beruflicher Tüchtigkeit liegt, sondern in der Gesinnung. Das Offizierskorps ist in erster Linie dazu berufen, dabei mitzuhelfen. Es steht und fällt doch nicht hauptsächlich mit seinem militärisch-technischen Können, sondern mit seiner Gesinnung. Dass sie kämpferisch sein muss, liegt in seiner Bestimmung. Aber sie muss, wie jene der Ritterzeit, bereit sein, für Recht und Gerechtigkeit, für schutzwürdige Güter, Freiheit und Unabhängigkeit eingesetzt zu werden und nicht für eigene, kleine Interessen, für persönliche ehrgeizige Ziele oder Machtzuwachs. Wer Offizier wird, muss sich dazu berufen fühlen, eine Aufgabe zu übernehmen und Opfer zu bringen. Er darf diese Stellung nicht zum Zwecke persönlicher Erfolge, zur Verbesserung seiner äusseren Stellung oder zum Abreagieren seines Macht- und Geltungstriebes erstreben. Ritterliche Gesinnung zwingt zum Eintreten für die Sache, die man als recht erkannt hat, ohne Menschenfurcht und ohne Rücksicht darauf, ob man dadurch Vorteile oder Nachteile erntet, zum Eintreten für den Kameraden und für den Untergebenen. Sie verpflichtet auch zur Treue, zur Treue gegenüber der Sache, aber auch gegenüber Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen. Ritterliches Treueverhältnis zum Vorgesetzten, im Sinne einer Gefolgschaft verstanden, ist weit entfernt von jener Servilität, jenem Kadavergehorsam, wie sie die Tyrannen aller Zeiten von ihren Untergebenen gefordert haben. Es schliesst Intrige und Streberei aus, aber ebenso die Leugnung eigener, persönlicher Verantwortlichkeit unter Berufung auf die Meinung der Vorgesetzten.

Wir haben schon erwähnt, dass die Mässigung, die mit spiessbürgerlicher Mittelmässigkeit nichts zu tun hat, eine besondere Tugend des Rittertums war. Kein ritterlicher Mensch ist ein Extremist. Extremisten entbehren jener seelischen Ausgeglichenheit, die den Ritter kennzeichnen sollte; Einseitigkeit der Betrachtungsweise und Unduldsamkeit gegenüber allen Andersdenkenden sind für sie charakteristisch. Und ohne starken persönlichen Geltungsdrang ist kein Extremist denkbar. Immer schwingt bei diesen Leuten der Gedanke mit, als diejenigen zu gelten, die eine neue Zeit heraufführen; sie berauschen sich am Gedanken, ihrer Zeit und ihren Zeitgenossen um Pferdelage voraus zu sein. Wohin das führt, hat die Geschichte der letzten 15 Jahre mit voller Deutlichkeit gezeigt. Schliesslich verbietet die Ritterlichkeit jedes Pochen auf den eigenen Rang, jedes laute Geltendmachen seiner Rechte und seiner Stellung.

Die Ritterlichkeit ist von besonderer Bedeutung im Verkehr zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Nicht an Systemen und Formen liegt es, wenn das Verhältnis zwischen Offizier und Truppe nicht befriedigend ist, sondern an der Gesinnung. Der ritterlich denkende Offizier ist sich seiner Pflichten der anvertrauten Truppe gegenüber bewusst; er liebt sie und weiss, dass er für sie zu sorgen hat. Immer geht das Wohl der Truppe seinem eigenen voran. Er deckt seine Untergebenen und setzt sich für sie ein; er verschmäht es, die Verantwortung für eigene Fehler auf sie abzuschieben. Er zeigt dem Schwachen gegenüber Geduld und sucht ihm zu helfen, statt ihn niederzudrücken. Seine Umgangsformen mit den Untergebenen sind frei und unbefangen; sein Ton, selbst im Tadel, verrät seine gute Erziehung und seine Selbstbeherrschung und hat nichts gemein mit dem rohen Jargon eines Landsknechtes. Das alles hindert nicht, dass der ritterliche Offizier hart ist, wo es der Dienst verlangt, und dass seine Forderung auf Pflichterfüllung unerbittlich ist; Opportunismus, unsachliche Konzessionen und demagogisches Spekulieren auf Popularität finden in seinem Denken keinen Raum.

Schliesslich kommt die Ritterlichkeit auch zum Ausdruck im Verhältnis des Offiziers zur Umwelt. Bescheidenheit, zuvorkommendes Wesen, Hilfsbereitschaft und Höflichkeit zeichnen den ritterlichen Offizier aus, wo immer er auftritt, auf der Reise, im Quartier, in öffentlichen Lokalen. Die anmassenden Eroberermanieren bramarbasierender Grosstuer sind ihm fremd; wo er sich zeigt, lässt er den Eindruck einer wohlerzogenen, beherrschten und lebenswürdigen Persönlichkeit zurück, die wiederzusehen man sich freut.

Diese Ritterlichkeit unsern Offizieren anzuerziehen, ist die Aufgabe der Zukunft. Gewiss ist schon allerhand erreicht, aber es fehlt noch vieles. Die Aufgabe ist nicht leicht. Die Dienstzeiten sind kurz, und nicht jeder, der Offizier wird, bringt dafür allzu viel von zuhause mit. Und trotzdem müssen wir diesem Ziel mit aller Energie zustreben. Nicht nur die Vorgesetzten müssen daran arbeiten, auch der Kamerad muss dem Kamerad helfen, ritterlich zu werden. Und diese Gesinnung muss hinausstrahlen in die Truppe und darüber hinaus in das ganze Volk. Wenn dem so ist, wird unser Offizierskorps nicht nur im Augenblick der Gefahr seiner Pflicht bis zum Letzten genügen und seinen Führungsanspruch durch Taten rechtfertigen, sondern es wird schon im Frieden einen höchst wertvollen Beitrag zur Erschaffung jenes Pflichtgefühls und jener Gemeinschaftsgesinnung leisten, die in einem freiheitlichen Staatswesen allein Gewähr dafür bieten, dass die Interessen der Gesamtheit denen der Einzelnen vorangehen.

Einschätzung der russischen Kriegführung durch die deutsche Wehrmacht

Von Oberstlt. i. Gst. *M. Waibel*

Hat die deutsche Wehrmacht vor Ausbruch des Krieges den russischen Gegner unterschätzt? Auf diese Frage gibt ein geheimes deutsches «Merkblatt über Eigenarten der russischen Kriegführung» sehr interessante Aufschlüsse. Herausgegeben wurde das Merkblatt durch das Oberkommando des Heeres, Abteilung fremde Heere Ost, am 21. 1. 1941, also genau fünf Monate vor dem deutschen Angriff auf Russland am 22. Juni 1941.

Dieses Merkblatt war zur Verteilung bis zu den Zügen bestimmt und sollte der deutschen Truppe ein Bild von der Kampfführung des russischen Gegners vermitteln.

Dieses Bild ist dadurch charakterisiert, dass der Kampfwert des russischen Soldaten sehr hoch veranschlagt wird, was sehr bemerkenswert ist, wenn man sich erinnert, wie stark die offizielle Propaganda im Reiche versuchte, diesen Soldaten herabzuwürdigen. Nicht hoch eingeschätzt wurde von den Deutschen dagegen die russische Füh-